

Leseprobe aus:

u. a., Frank Goosen, Matthias Sachau, Mia Morgowski

Die schlimme Zeit zwischen Aufstehen und Hinlegen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

FRANK GOOSEN
MIA MORGOWSKI
MATTHIAS SACHAU
u. a.

Die schlimme
Zeit zwischen
Aufstehen
und Hinlegen

Rowohlt Taschenbuch Verlag

HERAUSGEGEBEN VON
MARCUS GÄRTNER

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, April 2014
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung any.way, Cathrin Günther,
nach einem Entwurf von
HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich
(Illustration: Michael Sowa)
Satz Lexikon No1 PostScript, InDesign,
bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 23433 0

Inhalt

DIETRICH FABER

.....
Die Auszeit

11

MARKUS BARTH

.....
Ich geb dir mal die Lotti

23

JENNI ZYLKA

.....
Blindschleichen

31

HANS RATH

.....
Sicherheitslücken

41

TEX RUBINOWITZ

.....
Zankapfel Apfel

55

SEBASTIAN SCHNOY

.....
Privat bin ich Profi

67

MATTHIAS SACHAU

.....
Tiefschnee

81

FRANK SCHULZ

.....
St. Faber

95

MARK WERNER

.....
Labude sucht und findet

107

FRANK GOOSEN

.....
Ritter LOCKED

121

MARTINA BRANDL

.....
Wechseljahre sind
keine Herrenjahre

139

OLIVER USCHMANN & SYLVIA WITT

.....
Die innere Ruhe.
Eine Geschichte vom Land

149

MIA MORGOWSKI

.....
Ordnung muss sein

171

STEFAN SCHWARZ

.....
Mein Eifon

195

DIE AUTOREN

201



Dietrich Faber

Die Auszeit

Manchmal ist die Zeit zwischen Aufstehen und Hinlegen wahrlich ein mühselig Ding. Da zeichnet einem der Alltagsstress auch schon mal die eine oder andere Belastungsfalte auf die Stirn.

Ein Abgabetermin drängt. Ich muss einen Text bei meinem Verlag abgeben.

Zu viel strömt derweil auf mich ein. Ich bekomme keinen klaren Gedanken gefasst, von einer Idee ganz zu schweigen. Von einer küssenden Muse bin ich sehr weit entfernt, nicht einmal Händchen hält sie.

Ich muss weg.

Ruhe, Abgeschlossenheit, das ist es, was der Poet in mir nun braucht. Und der Rest von mir will sich wohlfühlen. Also beschließe ich, ein hübsches, abgelegenes sogenanntes «Wellness-Hotel» für zwei Übernachtungen zu buchen.

Euphorisch über meinen Entschluss, beginne ich sofort mit der Recherche. Geht ja schließlich heute alles so super-easy mit dem Internet.

Schnell stelle ich fest, dass inzwischen alle Hotels «Wellness-Hotels» sind. Hat eines einmal keinen Whirlgrottenpoolduschensaunaoasenwohlfühlbereich im Keller oder noch nicht einmal ein Waschbecken im Zimmer, dann wirbt es eben damit, dass man ja ins 11 Kilometer entfernte Hallenbad fahren könne, ergo: Wellness-Hotel.

Alle für mich auf den ersten Blick interessanten Hotels «bookmarke» ich und nominiere sie für eine engere Auswahl, die ich dann später mit Hilfe von holidaychecktripadvisordingsbums-Seiten und Kundenrezensionen intensiv durchleuchten möchte.

Sieben Stunden später fällt mir aber erst einmal mein Kopf auf das Notebook, und ich träume von Arrangementpaketen mit Frühstücksbeautybuffet am Superior-Panoramapool.

Tags darauf habe ich eine heiße Favoritenliste erstellt und Verfügbarkeiten in virtuellen Kalendern überprüft, sodass ich mich nun präpariert fühle, ein persönliches Telefongespräch mit den Mitarbeitern der betreffenden Hotels zu führen. Ausgeschlossen sind natürlich alle Hotels, die damit werben, «familär geführt» zu sein. Das macht mir eher Angst. Eine Familie habe ich schon. Genau genommen zwei, meine ursprüngliche und dann doch noch die selbst gegründete, da brauche ich für drei Tage keine dritte. Nein, ich möchte nicht jedes Mal, wenn ich an der Rezeption vorbeihusche, mütterlich abgefangen werden, was ich denn heute vorhätte oder wie mein Tag denn so war. Ich möchte vor allem nicht nach meiner Befindlichkeit gefragt werden und auch nicht mit Namen angesprochen werden. Ich will nur eine Zimmernummer sein. Ich möchte kühle, unpersönliche Professionalität in einem großen Hotelkettenhaus und so anonym wie möglich behandelt werden. Keine Ablenkung, da ich ja hart arbeiten muss.

Doch das hier, denke ich nach nun fast drei Tagen und Nächten harter Recherchearbeit ohne Wasser und Brot in

meinem Arbeitszimmer, hinterlässt inzwischen auch schon erste Spuren der Erschöpfung.

Auch «die Lage des Hotels» darf natürlich nicht unterschätzt werden. Befahrene Straßen in unmittelbarer Nähe, sagen wir mal 10 Kilometer, werden von mir nicht akzeptiert. Hier dünnt sich dann die Vorauswahl doch merklich aus, stelle ich kritisch fest. Ich gebe zu, mit Spontanitätsromantik hat das nicht mehr viel zu tun. Doch hier geht es auch nicht um Romantik, sondern um Arbeit, auch wenn in vielen Wohlfühlweekendpaketen ein romantisches Viergang-Candlelight-Dinner mit Badewanne integriert ist.

Etwas wehmütig denke ich trotzdem an eine Zeit zurück, in der ich noch spontan war. Als unser Kind noch klein war und wir als Familie einfach mal «raus» fuhren. «Lass uns doch einfach mal rausfahren», pflegte mir damals meine Gattin zuzurufen.

«Ja», sagte ich dann, «das ist wirklich eine gute Idee, einfach mal so eben spontan rauszufahren.»

«Wir fahren heute ra-aus», frohlockten wir in Richtung unseres damals sechsjährigen Sohnes. Dann fuhren wir bei 68 Grad Außentemperatur mit defekter Klimaanlage zwei Stunden über dämliche Landstraßen, konnten uns nicht einigen, wo wir denn anhalten sollten, um dann schlussendlich an irgendeiner doofen Waldschneise anzuhalten und auf Ameisenhaufen zu picknicken.

Das war romantisch und spontan. Auch die Übernachtungsfrage entschieden wir lässig. Wir entdeckten einen radikal ländlich gelegenen Gasthof mit dem romantischen Namen «Zum Wilden Ochsen», dessen Einladungsschild «Fremdenzimmer. Eigene Hausschlachtung!» uns so gut

Ich geb dir mal die Lotti

Du musst deinen Festnetzanschluss abmelden», sagte meine dreijährige Nichte und sog an ihrer Zigarette. «Anders kriegen wir das Problem nie in den Griff!»

Dann legte sie auf. Ich stand noch eine Zeitlang mit dem Hörer in der Hand verdattert in meinem Wohnzimmer und fragte mich, was da eigentlich grade passiert war.

Aber von vorn.

Ich habe ein iPhone, und damit kann man eigentlich alles machen, außer telefonieren. Es ist paradox: Dieses Gerät kann Musik erkennen, Barcodes lesen, Bahnverbindungen herausuchen und Fotos von meinen Freunden zu fetten Jabba-the-Hutt-Doppelgängern verzerren. Aber eine Telefonverbindung herzustellen und länger als drei Sekunden zu halten, das ist damit leider nicht möglich. Jedes Gespräch, das ich führe, endet mit einem: «Hallo? ... Hallo? Ich kann dich grade ganz schlecht ... Oh, jetzt biste wieder ... nee, doch nicht ... Ich versuch's später noch mal, okay?» Es liegt auch nicht am mangelnden Empfang. Ich wohne ja nicht im Hunsrück, wo Empfangsbalken noch aus Holz geschnitzt werden. Ich wohne in der Stadt! Ich habe Empfang zum Totschmeißen! Aber es ist völlig egal, wie fröhlich sich die fünf kleinen Striche auf meinem Display in die Höhe recken. Ich

kann mich auch direkt unter einen Sendemast setzen oder mich neben den Angerufenen stellen, meine Gespräche klingen trotzdem immer wie Hilferufe aus nordafrikanischen Krisengebieten. Anscheinend ist Apple irgendwann in den letzten Jahren völlig unbemerkt aus der Telefonie-Branche ausgestiegen und hat sich ganz auf die Willenlose-Deppen-mit-überflüssigen-Apps-von-der-Arbeit-abhalten-Branche konzentriert. Ein extrem zukunftsträchtiger Markt, kein Zweifel, aber vielleicht sollte man dann konsequenterweise bei Gelegenheit mal das «Phone» aus dem «iPhone» streichen.

Ich wollte das Ding auch mal umtauschen, stand schon im T-Punkt, mit der Rechnung in der Hand und einer überzeugenden Umtausch-Strategie im Kopf («Sie geben mir sofort ein neues Telefon, oder ich nagle Sie an das rosane <T> vor Ihrem Laden!», wollte ich sagen. Wie man halt so sprechen muss mit der Deutschen Telekom, wenn man was erreichen will). Aber kurz bevor ich dran war, fiel mir ein ganz entscheidender Punkt ein: Ich *will* ja eigentlich gar nicht telefonieren!

Es ist die traurige Wahrheit und wird mit zunehmendem Alter immer schlimmer: Ich bin froh über jedes Telefongespräch, das ich nicht führen muss. All das Geplapper und Gebrabbel, all die Leute, die «nur mal kurz» was von mir wollen. Warum warten die nicht, bis sie mal *lange* was von mir wollen, und schreiben mir dann eine E-Mail? Denn mit dem Handy zu telefonieren ist ja auch eine körperliche Herausforderung: Im Winter muss man erst mühsam die

Handschuhe ausziehen, und dann frieren einem die Finger ab. Im Sommer dagegen glitscht das Ding schwitzig in der Hand, und es gibt so ein kleines Schmatzgeräusch, wenn man es vom Ohr wegzieht. Am schlimmsten finde ich Anrufe von sogenannten «Ohrwechslern». Das sind Menschen, die so lange Gespräche mit einem führen, dass man das Ohr wechseln muss, weil es einem sonst wegglüht.

Wegen genau solcher Anrufer habe ich also mein empfangschwaches Handy behalten. Mittlerweile wissen alle, dass es keinen Sinn hat, mich darauf anzurufen, und schreiben mir lieber eine E-Mail. Falls ihnen dann überhaupt noch einfällt, was sie «nur mal kurz» von mir wollten.

Leider verfüge ich auch noch über einen Festnetzanschluss. Und der funktioniert einwandfrei. Ich vergesse das immer wieder, bis ich dann sonntags gemütlich auf der Couch liege und irgendwann vom mehrstimmigen Melodien-Inferno meines «Siemens Gigaset» geweckt werde.

Leute, die mich auf dem Festnetz anrufen, unterscheiden sich deutlich von den Handy-Anrufern und lassen sich im Grunde in drei Gruppen aufteilen:

1. Menschen, denen ihr eigener Anruf unangenehm ist.

Meistens sind das enge Familienmitglieder, die, wenn ich mich endlich von der Couch aufgerappelt und das Telefon irgendwo zwischen den Kissen gefunden habe, hektisch in den Hörer brüllen:

«Markus! Sag nix, ich stör dich, oder?»